

Der Eisbär im Winter

Michaela Bennett

Die Handlung dieses Buches ist frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen ist rein zufällig.

© 2026 Michaela Bennett

Illustration: Adobe Stock | #1752026651
Umschlaggestaltung: Ingrid Teply-Baubinder
Lektorat / Korrektorat: J. Teply / B. Holper

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin:
Buchschniede von Dataform Media GmbH
Julius-Raab-Straße 8
2203 Groöbebersdorf
Österreich

www.buchschniede.at – Folge deinem Buchgefühl!
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
info@buchschniede.at

ISBN:
978-3-99192-582-8 (Softcover)
978-3-99192-581-1 (E-Book)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichkeit.

Als mein Mobiltelefon läutete, war es ein Uhr nachts. Ich hatte zwar noch nicht geschlafen, aber ich war müde und wollte mich gerade niederlegen. Ich war versucht, den Anrufer einfach wegzudrücken, konnte aber der Versuchung nicht widerstehen, einen Blick auf das Display zu werfen. Da stand „Ex.“ Ich war keineswegs überrascht und hob ab.

„Hallo Max“, sagte ich, „was kann ich für dich tun?“

„Hallo Lucie“, antwortete er.

„Ich heiße Theresa“, sagte ich unnötigerweise. Mein richtiger Name ist Theresa, Theresa Wagner, und so steht es auch in meinem Pass, und das wusste Max natürlich. Schließlich war er lange genug mit mir verheiratet gewesen, auch wenn er mich von Anfang an Lucie genannt hatte. Ich bin mir nicht sicher, warum ich diese Bemerkung machte, wahrscheinlich um ihn zu irritieren, wie er mich immer wieder irritierte, oder um ihn wissen zu lassen, dass ich eigentlich nicht gewillt war, um diese nächtliche Zeit ein – soweit ich das voraussehen konnte – relativ belangloses Gespräch mit ihm zu führen.

„Lucie, bitte sei nicht albern“, hörte ich Max sagen.

Dann entstand eine Pause. Max machte meistens eine Pause, nachdem er sich gemeldet hatte; es sollte wohl die Spannung erhöhen oder das Gespräch wichtiger erscheinen lassen als es war. Ich wartete.

„Bist du noch dran?“ fragte ich schließlich, obwohl ich wusste, dass er sehr wohl noch da war und darauf wartete, dass ich mich nach dem Grund seines Anrufs erkundige, denn Max rief selten ohne Grund an, das heißt, er rief meistens an, wenn er dachte, dass er mich braucht. Dabei muss ich gestehen, ich bin gerne für Max da, ich spreche noch immer gerne

mit ihm, auch wenn er manchmal mühsam ist, und ich komme noch immer gerne bei ihm vorbei, und manchmal bleibe ich dann auch bei ihm, aber ich breche nur ungern mitten in der Nacht auf, um mich mit ihm zu treffen, falls unser Gespräch darauf hinauslaufen sollte.

„Lucie, ich muss etwas mit dir besprechen“, sagte er. Ich wartete ab, denn ich hatte nicht vor, ihm bei dem, was er mit mir besprechen wollte, in irgendeiner Weise entgegenzukommen. Er hatte angerufen, also sollte er auch sagen, worum es sich handelt.

„Ich glaube, ich bin krank“, fuhr er schließlich fort.

Trotz meiner Sympathie für Max und unserer gegenseitigen Vertrautheit war ich nicht gewillt, mich auf seine Spielchen einzulassen, denn Max war der Prototyp eines Hypochonders, also nahm ich seine dramatische Ankündigung nicht ernst. Ich nahm an, er hatte ein Glas zu viel getrunken und war deprimiert. Er wartete – und ich auch. Aber da ich nicht die ganze Nacht damit verbringen wollte, ein schleppendes Telefonat zu führen, fragte ich:

„Und was hast du genau?“

„Ich habe Knoten an der Schilddrüse“, antwortete er.

„Wer sagt das?“ fragte ich.

„Thomas“, antwortete er. Ich kannte Thomas gut; er war ein Teil unserer früheren Clique und mittlerweile war er auch sein Hausarzt. Er war ein guter Freund geblieben, den ich fragen konnte, wenn ich eine medizinische Auskunft benötigte, auf die ich eine verlässliche Antwort brauchte, aber ich war nie bei ihm in der Ordination. Zum Unterschied von Max wollte ich niemals berufliche und private Kontakte miteinander vermischen.

„Max, ich kenne niemanden, der *keine* Knoten an der Schilddrüse hat, also lass dich untersuchen und dann vergiss die Knoten“, sagte ich unbeeindruckt, denn ich war davon überzeugt, dass Max nicht wegen seiner Schilddrüsen-

probleme angerufen hatte, sondern dass er nur sicher sein wollte, meine ganze Aufmerksamkeit zu haben, bevor er mit seinem eigentlichen Anliegen herausrücken würde.

„OK, wenn du das so siehst“, antwortete Max.

„Und weswegen hast du mich wirklich angerufen?“ wollte ich wissen.

„Ich muss mit dir reden“, sagte er.

„Mitten in der Nacht?“ fragte ich.

„Also es ist so, Lucie“, begann er, „du bist schließlich meine Frau, da kann ich doch erwarten, dass du mir zuhörst.“

„Nein, Max, da verwechselst du etwas, ich bin deine *Ex*-Frau. Sicher erinnerst du dich daran, dass du mich vor vier Jahren verlassen hast, um meine Freundin Anita zu – na ja, im Endeffekt zu heiraten.“

„Das ist etwas anderes“, erwiderte er. „Erstens war sie nicht deine Freundin, du hast sie nämlich nie gemocht, und außerdem hast *du* mich wegen dieser lächerlichen Affäre verlassen.“

Ich hatte diese Diskussion schon dutzende Male geführt und war eigentlich nicht gewillt, mich wieder einmal darauf einzulassen, aber ich konnte diese Behauptung nicht im Raum stehen lassen, sonst hätte Max gedacht, er hätte recht.

„Also noch einmal von vorne“, erwiderte ich, „es war keine lächerliche Affäre, sondern du hast mich belogen und betrogen.“

„Du warst schließlich nie da“, sagte er. „Deine Galerie war dir wichtiger als unsere Beziehung.“

Möglicherweise, dachte ich, aber das wollte ich weder ihm noch mir selbst eingestehen, also antwortete ich:

„Ich habe dich oft genug gebeten, mitzukommen, aber das wolltest du nicht. Du wolltest dich lieber mit Anita treffen – mit dieser Schlange“, fügte ich hinzu.

„Sie war einsam, nachdem Peter sie verlassen hat, und sie brauchte jemanden zum Reden“, erwiderte Max.

„Dazu hat man eine gute Freundin, nicht den Mann einer Bekannten“, antwortete ich. „Und außerdem hättest du nicht gleich mit ihr ...“ Eigentlich hatte ich nicht vor, sämtliche Argumente für das Scheitern unserer Ehe wieder einmal Revue passieren zu lassen, und auch Max wollte offenbar das Thema wechseln.

„Lucie“, unterbrach er mich, „ich brauche dich, und ich brauche dich jetzt. Du warst immer meine beste Freundin und der einzige Mensch, dem ich je vertraut habe, ...“ – also doch zu viel Alkohol, dachte ich, „... und ich möchte dich fragen, ob du nicht bei mir vorbeikommen kannst, dieses Mal ist es wirklich wichtig.“

Ich hatte es geahnt, er wollte, dass ich komme, und zwar gleich. Ich überlegte einen Augenblick. Ich war allein zu Hause, denn Armin war auf einer seiner Geschäftsreisen, und wenn er bei mir gewesen wäre, hätte ich wahrscheinlich nicht abgehoben. Armin wusste von Max, er wusste von meiner gescheiterten Ehe mit ihm, und er wusste, dass ich noch immer mit ihm befreundet war und gelegentlich auch bei ihm übernachtete. Aber er wusste auch, dass ich nicht wieder zu ihm zurückkehren würde. Außerdem hatten Armin und ich eine eher lose, nicht genau definierbare Beziehung, und wir beide wollten es dabei belassen, zumindest für den Moment. Hätte ich mich dazu entschlossen, zu Max zu fahren, wäre Armin also kein Hindernis gewesen. Aber ich war schläfrig und nicht gewillt, mich anzuziehen und nochmals wegzugehen.

In letzter Zeit war ich tatsächlich immer öfter bei Max vorbeigekommen; er hatte mich immer wieder angerufen, und zwar nicht nur wenn er einen Rat brauchte oder mit jemandem sprechen wollte, sondern weil er sich in meiner Gesellschaft wohler zu fühlen schien als bei seiner Familie. Wir waren im Laufe der Zeit gute Freunde geworden, und wir hatten wieder eine intensive Beziehung entwickelt, wenn auch eine

Beziehung ganz anderer Art. Dass ich manchmal die Nacht bei ihm verbrachte, wusste Anita höchstwahrscheinlich nicht, denn Max hätte sich gehütet, es ihr zu erzählen, und ich hatte kaum Kontakt zu ihr. Vielleicht hatte sie einen Verdacht, das konnte ich zwar nicht ausschließen, aber es beunruhigte mich nicht; Anita war mir inzwischen egal, zumindest redete ich mir das ein.

Max hatte unsere gemeinsame Wohnung nie verkauft, es war sein persönlicher Rückzugsort, wenn er eine Auszeit brauchte, und die brauchte er öfter als Anita lieb war. Die Wohnung war zentral gelegen, nicht weit von seinem Büro entfernt, und er konnte sie sich leisten.

Dann sagte ich:

„Nein, Max, ich setze mich nicht mitten in der Nacht in mein Auto und fahre quer durch die Stadt. Kannst du mir vielleicht am Telefon sagen, worum es sich handelt?“

„Nein, nicht am Telefon“, erwiderte er.

„Warum nimmst du nicht eine Flasche Rotwein und läutest bei Maria? Die freut sich sicher, dich zu sehen“, schlug ich vor.

„Um diese Uhrzeit?“ fragte er.

„Ich dachte sie leidet an Schlaflosigkeit? Soviel ich mich erinnere, hat sie sich immer darüber beklagt, dass sie nachts wachliegt und auf den Morgen wartet.“

„Unsinn“, entgegnete Max, „sie schläft wie ein Murmeltier. Außerdem ist sie neunundachtzig, schwerhörig und leidet unter Alzheimer ...“

„Erstens ist sie nicht schwerhörig, das glaubst du nur, weil du immer so leise mit ihr redest, und dement ist sie auch nicht, nur ein bisschen vergesslich“, unterbrach ich ihn.

„Vielleicht hast du recht“, fuhr Max fort, „aber wenn ich sie richtig verstanden habe, wollte sie für ein paar Tage zu ihrer Tochter fahren. Ich glaube, ihre Tochter hat sie gestern abgeholt. Also“, schloss er, „kommst du?“

Ich vermied es, ihn zu fragen, ob er nicht lieber mit seiner Frau sprechen sollte, denn diese Frage war überflüssig und hätte nur Unruhe in unser Gespräch gebracht.

„Gut, ich überlege es mir. Ich rufe dich zurück“, sagte ich anstelle dessen und legte auf, um jede weitere Diskussion zu vermeiden.

Nachträglich wusste ich, dass ich hätte hinfahren sollen, und zwar nicht erst in ein paar Stunden, sondern sofort, aber dieses Wissen nützte mir zu diesem Zeitpunkt nichts mehr. Vielleicht wäre dann alles anders gekommen, dachte ich – oder vielleicht auch nicht.

Theresa Wagner war ein nettes, lebhaftes Mädchen ohne Allüren und ohne große Ansprüche. Sie war weder außerordentlich intelligent noch stach sie durch irgendwelche großen Talente hervor. Sie war eine ganz normale, durchschnittlich begabte Schülerin, die weder negativ noch positiv auffiel. Ihre Eltern waren konservativ und Theresa wurde streng erzogen. Sowohl ihre Mutter als auch ihr Vater gingen arbeiten und hatten daher nicht die Zeit, jeden Schritt ihrer Tochter zu überwachen, was sie wahrscheinlich gerne getan hätten. Und das gab Theresa die Möglichkeit, sich frei zu entfalten und den Wert ihrer Unabhängigkeit schon in frühen Jahren zu erkennen und zu nutzen.

Theresas Mutter war mit zwei Brüdern aufgewachsen, mit Eugen und mit Fritz. Fritz war der Älteste der drei Geschwister, und er hatte bereits eine erfolgreiche Karriere bei der Kriminalpolizei hinter sich. Er war ein schweigsamer Mann, der nicht viel erzählte, und schon gar nicht von seiner Arbeit. Theresas Eltern hatten es sich zur Gewohnheit gemacht, ihn jedes Mal, wenn sie ihn trafen, scherzhaft nach der allgemeinen Sicherheitslage zu fragen, aber er lächelte nur und schwieg. Er war mit einer Frau verheiratet, die das Reden gerne für ihn übernahm. Natürlich sprach sie nicht von ihm, sondern ausschließlich von sich selbst. Sie war eine charmante Frau, der man gerne zuhörte, aber trotzdem hätte Theresa gerne mehr von ihrem Onkel Fritz und seiner Tätigkeit erfahren.

Ihr anderer Onkel Eugen war ein schwieriger Mann mit einem Alkoholproblem, aber ein begnadeter Künstler und Kunstsammler, der eine kleine Innenstadtgalerie besaß, in der er Kunst sammelte, verkaufte, selbst als Maler tätig war, und in der er sich eine kleine Wohnung eingerichtet hatte. Seine

Arbeit war sein Hobby, und er sah keine Notwendigkeit, seinen Arbeitsbereich und seinen Wohnbereich zu trennen.

Die Galerie war keine Goldgrube, aber er verdiente mit ihr seinen Lebensunterhalt, und es ging ihm keineswegs schlecht dabei. Zum Unterschied von allen anderen Verwandten stand Theresa ihrem Onkel Eugen sehr nah, und Eugen liebte seine einzige Nichte und versuchte, sie in sein Leben und in seine Kunst einzubeziehen. Theresa war wirklich interessiert an allem, was ihn umgab; es war das Atelier, es waren die einzelnen Bilder, die Skulpturen, sowie Eugens eigene Kreationen, von denen sie tief beeindruckt war; von der Anordnung der einzelnen Werke bis hin zur Auswahl der Rahmen versetzte sie alles in eine andere Welt – in die faszinierende Welt der Kunst. Sie hörte Eugen gerne bei seinen fachlichen Gesprächen mit seinen Kunden zu, und sie liebte es, einfach in der Galerie zu sitzen und das Geschehen um sich herum zu beobachten. Theresa dachte allerdings nie daran, aktiv an diesem Geschehen teilzunehmen, denn sie hatte keine künstlerische Ambitionen und wahrscheinlich auch keine Begabung, doch diese Tatsache bremste weder ihren eigenen Enthusiasmus, noch störte sie Eugen. Eugen war Künstler und zufrieden mit dem, was er tat. Er hatte nicht die Absicht, sich in irgendeiner Weise in das Leben seiner Nichte einzumischen.

Theresa machte es sich zur Gewohnheit, nach der Schule in Eugens Galerie zu fahren, um ihm bei der Arbeit zuzusehen. Und Eugen schätzte ihre Gesellschaft; sie war wahrscheinlich einer der wenigen Menschen, deren Gesellschaft er schätzte. Theresas Eltern waren nicht begeistert davon, dass sie sich so oft bei ihm aufhielt, anstatt ihre Hausaufgaben zu machen, aber da diese Besuche keine Auswirkung auf ihren schulischen Erfolg hatten, hatten sie keine Einwände. Theresas Mutter war wahrscheinlich froh, dass ihr Bruder Gesellschaft gefunden hatte, denn trotz der allgemeinen

Ablehnung des ‚Enfant terrible‘ der Familie liebte sie ihn. Er war eben ihr Bruder.

Als Theresa wieder einmal einen Nachmittag bei Eugen in der Galerie verbrachte, kam ihr Onkel Fritz überraschend bei der Tür herein. Theresa beobachtete Eugen fasziniert, wie er gerade ein Bild rahmte und war vom plötzlichem Auftritt ihres anderen Onkels wenig begeistert. Sie beschloss, sich zu verabschieden und die beiden allein zu lassen, als Fritz zu ihr sagte:

„Bleib bitte noch einem Moment, ich möchte mit dir sprechen.“

Theresa war verwundert. Sie hatte Fritz immer nur bei ihren Eltern gesehen oder bei ihm zu Hause zu besonderen Anlässen wie Geburtstagen, aber nie zuvor in der Galerie. Er machte ein ernstes Gesicht, als er sie ansah.

„Ja?“ sagte sie unsicher, denn sie hatte einen Verdacht.

„Theresa“, fuhr Fritz fort, „ich höre du bist dumm genug gewesen, dich auf der Toilette deiner Schule mit einem Joint erwischen zu lassen.“

„Wie hast du davon erfahren?“ fragte sie. Sie hatte die Schuldirektorin in Verdacht, den Vorfall weitergeleitet zu haben. Theresa und einige ihrer Mitschülerinnen waren von ihrer Mathematiklehrerin ertappt worden, als sie auf der Toilette einen Joint rauchten; da sich einige potentielle Zeugen am Ort des Geschehens befanden, hatte sich diese nette, aber etwas überkorrekte Dame mittleren Alters offenbar verpflichtet gefühlt, die Schuldirektorin zu informieren, denn sie selbst hätte sicher nichts unternommen, was ihren Schülern eventuell schaden könnte. Was Theresa allerdings nicht verstand, war, wie diese Information an Onkel Fritz gelangt war. Sie hatte zwar nicht ausgeschlossen, dass der Vorfall irgendwelche Konsequenzen nach sich ziehen würde, aber sie war nicht beunruhigt gewesen, denn sie hatte sich keineswegs schuldig

gefühlt. Sie hatte die ganze Episode viel mehr als unbefugte Einmischung in ihre Privatsphäre gesehen, denn sie war davon überzeugt, dass Lehrer die Schülertoilette nicht ohne zwingenden Grund aufsuchen sollten.

„Wie ich davon erfahren habe, spielt keine Rolle“, antwortete Fritz.

„Weiß Mama davon?“ fragte Theresa besorgt.

„Noch nicht, und sie braucht es auch nicht zu wissen, wenn du mir versprichst, dass es nicht mehr vorkommt.“

„Danke, ich verspreche es. Allerdings verstehe ich die ganze Aufregung nicht. Wir hatten das Fenster weit geöffnet und es gab weder einen verdächtigen Geruch noch einen Rauchalarm. Und außerdem glaube ich nicht, dass das bisschen Gras, das wir geraucht haben, wirklich ein Problem ist. Heutzutage ist es doch beinahe legal ...“

„Theresa“, unterbrach er sie, „es ist *nicht* legal, und schon gar nicht in der Schule. Diesmal wird sich die Direktorin damit begnügen, eine Verwarnung auszusprechen, aber nächstes Mal geht das nicht mehr.“

„Vielen Dank“, sagte Theresa zerknirscht. Es war ihr absolut klar, dass ihre Eltern niemals etwas davon erfahren dürften, das wäre nicht nur ein Schock für ihre Eltern, sondern auch eine Katastrophe für das, was Theresa unter ihrem ungezwungenen Lebensstil verstand.

„Vielleicht könntest du versuchen, solche Experimente generell zu vermeiden, und sollte dir das nicht gelingen, kannst du bei mir im Büro vorbeikommen, da kann ich dir ein paar überzeugende Gründe dafür zeigen“, fügte Fritz hinzu.

Daraufhin beschloss Theresa, keine weiteren Argumente für die Legalisierung von Marihuana und dessen harmlose Auswirkungen in die Diskussion einzubringen. Sie hütete sich ebenfalls davor, die Vorkommnisse in der Schule herunterzuspielen und ihr Verhalten zu bagatellisieren. Eine innere

Stimme warnte sie davor, ihrem Onkel Fritz zu widersprechen.

„Nein, danke, das ist nicht notwendig, ich habe schon verstanden“, antwortete sie. Fritz lächelte das erste Mal, seit er die Galerie betreten hatte. Er war sozusagen nicht mehr im Dienst, und Theresa war beruhigt. Sie hatte ihn noch nie zuvor so ernst und geradezu bedrohlich reden hören wie soeben. Es ist sicher nicht ratsam, ihm als Krimineller in die Hände zu geraten, dachte sie. Sie hatte ihn zum ersten Mal von seiner professionellen Seite erlebt und war aufrecht froh, dass er wieder zu ihrem netten Onkel mutiert war. Das hatte sie mehr überzeugt als seine Worte.

„Gut“, fügte Fritz hinzu, „das hätten wir. Eugen, hast du vielleicht ein Bier für mich?“

Eugen war höchst erfreut, seinen Bruder so entspannt zu sehen.

„Selbstverständlich“, antwortete er.

„Für mich auch?“ fragte Theresa zögerlich.

Eugen sah Fritz an. Beide lachten, und Fritz nickte.

„Ausnahmsweise“, sagte er.

Als Theresa ihren Onkel Fritz das nächste Mal im Rahmen eines Familienfestes sah, hatte sie bereits maturiert und zu studieren begonnen. Es war nie wieder zu irgendwelchen Zwischenfällen gekommen, zumindest zu keinen, von denen Fritz erfahren hätte. Wie Theresa angenommen hatte, verlor er nie mehr ein Wort über dem Vorfall auf der Toilette der Schule; er war genauso neutral und distanziert, wie sie ihn immer erlebt hatte, was Theresa ein wenig leidtat. Sie hatte angenommen, die Episode hätte eine gewisse Nähe zwischen ihr und Fritz geschaffen, aber entweder hatte sie sich geirrt, oder ihr Onkel konnte seinen Beruf und sein Privatleben besser voneinander trennen als die meisten Menschen, die sie kannte.

Die *Zielscheibe* war ein beliebter Treffpunkt, den viele Studenten zwischen oder nach den Vorlesungen aufsuchten. Er war eine Mischung aus Kaffeehaus und Pub; man konnte dort essen, was aber nicht unbedingt erwartet wurde, oder man konnte auch nur einen Kaffee, ein Wasser oder ein Glas Wein trinken, und man konnte ewig sitzenbleiben. Die Tische waren relativ groß, und es war durchaus üblich, sich zu jemanden dazuzusetzen. Allerdings setzte man sich meistens zu jemanden, den man bereits kannte. Theresa setzte sich meistens zu Peter.

Peter war nett, er war freundlich und er wirkte sympathisch. Er studierte Betriebswirtschaftslehre so wie sie, war aber wesentlich engagierter als sie und hatte auch schon wesentlich mehr Prüfungen absolviert. Er saß da mit seiner dunklen Brille und seinem lebenswerten Lächeln, als wäre die Welt in Ordnung. Und für ihn war die Welt auch in Ordnung. Er hatte nicht vor, sie zu verändern, wie viele andere, nicht nur weil er wusste, dass die Chancen dafür schlecht standen, sondern weil er sich nicht dafür interessierte. Er hatte keinerlei politische oder soziale Ambitionen, nahm an keinen Demonstrationen teil und er unterschrieb keine Petitionen. Er strebte keine Veränderung an; er war zufrieden mit sich und seinem Leben. Er stellte keine großen Ansprüche an seine Mitmenschen; er akzeptierte sie so wie sie waren. Er konzentrierte sich auf sein Studium und seine Karriere, und das gelang ihm sehr gut.

Peter war nicht Therasas Typ von Mann, aber sie fühlte sich wohl bei ihm. Er ging ihr nicht auf die Nerven, er kam ihr nicht zu nahe, und er freute sich jedes Mal, sie zu sehen. Für Theresa war es immer wieder interessant, sich mit ihm zu unterhalten, obwohl diese Unterhaltungen für sie manchmal sehr anstrengend waren. Er ist definitiv introvertiert, stellte

sie fest, hochintelligent und introvertiert, und vielleicht deshalb kein einfacher Gesprächspartner. Theresa hielt ihn sogar für leicht autistisch, aber da sie über keine medizinischen Kenntnisse verfügte, war das eine reine Vermutung, die sie keineswegs störte oder beunruhigte. Und sie musste sich eingestehen, dass er einer der wenigen Personen war, mit denen sie wirklich gerne in der *Zielscheibe* zusammensaß.

Als sich Anita, Max und Thomas eines Tages an ihren Tisch setzten, änderte sich die Situation. Peter betrachtete Anita mit sichtlicher Bewunderung, und das entging Anita nicht. Warum sich Anita ausgerechnet zu Peter hingezogen fühlte, war nicht ganz klar. Wahrscheinlich fühlte sie sich durch sein offensichtliches Interesse an ihr geschmeichelt. Jedenfalls setzte sie sich neben ihn und begann mit ihm intensiv zu plaudern. Immer, wenn er sprach, sah sie ihn mit großen Augen voll Bewunderung an, als ob er gerade alle Geheimnisse des Alls gelüftet hätte. Und Peter war fasziniert. Er war es nicht gewohnt, soviel Aufmerksamkeit zu bekommen, und es war auch nie seine Absicht gewesen, die Aufmerksamkeit anderer auf sich zu ziehen, aber da er nun einmal in Anitas Rampenlicht stand, genoss er es.

Was Max und Thomas betraf, so kannte Theresa die beiden kaum; sie hatte Max ein paar Mal gesehen, aber noch nie mit ihm gesprochen, und das gleiche galt für Thomas. Da Anita und Peter miteinander beschäftigt waren und die anderen nicht weiter beachteten, kam Theresa mit Thomas und Max ins Gespräch. Thomas erzählte, dass er im Begriff war, sein Medizinstudium abzuschließen, und dass Anita eine Freundin von ihm sei, die als Krankenschwester arbeitete. Er hatte sie während eines Praktikums kennengelernt.

„Und was machst du?“ fragte Theresa Max.

„Das gleiche wie du, ich studiere BWL“, antwortete er.

„Ich habe dich noch nie in einer Vorlesung gesehen“, musste sie gestehen.

„Das ist nicht verwunderlich, ich bin kurz vor dem Abschluss. Meistens arbeite ich zu Hause“, sagte er.

„Und was machst du dann hier?“ wollte sie wissen.

„Ich dachte, ich lerne vielleicht ein nettes Mädchen kennen“, antwortete er.

„Na dann, viel Glück“, sagte sie und erhob sich. Sie konnte auf einen Austausch von Banalitäten verzichten. Sie winkte Peter kurz zu, ging zur Theke und bezahlte. Wenn Max enttäuscht war, ließ er es sich nicht anmerken, was Theresa wiederum enttäuschte, die es sich ebenfalls nicht anmerken ließ.

Als Theresa Peter das nächste Mal in der *Zielscheibe* antraf, war er bereits mit Anita da. Die beiden saßen sehr eng nebeneinander und hielten einander an der Hand. Reichlich kindisch, dachte Theresa. Anita schmiegte sich immer wieder an Peter; es sah so aus, als wollte sie von ihm Besitz ergreifen, und das wollte sie wahrscheinlich auch. Theresa sah sie das erste Mal genau an. Sie war jünger als sie, und sie war hübsch, musste Theresa sich neidlos eingestehen. Allerdings war sie etwas plump, mit üppigen Rundungen, was Männer wahrscheinlich als sexy und Frauen eher als übergewichtig empfinden. Ihr tief ausgeschnittenes T-Shirt gewährte Einblick auf ihren beachtlichen Busen, den sie zwar dezent, aber doch sehr bewusst einsetzte. Sie hatte ein rundes, etwas puppenhaftes Gesicht mit großen traurigen Augen. Sie wirkte, als suchte sie Trost bei Peter. Sie hat wahrscheinlich seinen Beschützerinstinkt geweckt, dachte Theresa, und Peter nahm seine Rolle offenbar ernst, denn auch er wirkte nicht so fröhlich und unbeschwert wie sonst.

Theresa wollte das Lokal gerade unter einem Vorwand verlassen, denn sie war nicht gewillt, den beiden Gesellschaft zu leisten, was diese sicher auch nicht geschätzt hätten, aber in dem Moment kamen Max und Thomas bei der Tür herein, gefolgt von ein paar anderen Studenten, die Theresa flüchtig

kannte. Max freute sich offensichtlich, Theresa wiederzusehen, nahm sie einfach bei der Hand und steuerte mit ihr und den anderen auf den Tisch zu, an dem Peter und Anita saßen. Theresa war ihm dankbar. Er hatte die Situation ganz unbewusst gerettet. Und Max gefiel ihr. Er hatte ihr schon bei ihrem ersten Treffen gefallen. Also blieb Theresa und unterhielt sich blendend, hauptsächlich mit Max, aber nicht ausschließlich.

Inmitten der angeregten Diskussion, die die Gruppe lautstark führte, läutete Therasas Telefon. Sie sah eine unbekannte Nummer auf dem Display. Sie war nicht gewillt, mit jemandem zu sprechen, den sie nicht kannte, war aber zu neugierig zu erfahren, von wem sie angerufen wurde, um den Anruf einfach wegzudrücken. Allerdings saß sie inmitten der anderen und konnte den Raum nicht schnell genug verlassen, um ungestört zu telefonieren, also blieb sie sitzen und hob ab. Und wenn jemand in einer Gruppe ein Telefongespräch entgegennimmt, dann hören alle anderen Anwesenden automatisch auf zu sprechen, entweder um die Hintergrundgeräusche niedrig zu halten oder aus purer Neugier, und wahrscheinlich war das Letztere der Fall.

„Hier Lucie, was kann ich für Sie tun?“ sagte sie spontan.

Stille, sowohl am anderen Ende der Leitung als auch im Freundeskreis. Alle hörten gespannt zu.

„Ja, hallo“, fuhr sie fort, „mit wem spreche ich?“

Dann hörte sie das Klicken einer unterbrochenen Leitung. Nachdem sie ebenfalls aufgelegt hatte, fingen alle an zu lachen.

„Also *Lucie* nennst du dich, wie bist du denn darauf gekommen?“ fragte Max. Theresa hatte keine Antwort auf seine Frage, denn es wäre zu weit gegangen, von den Comics zu erzählen, die sie vor kurzem in Eugens Galerie aussortiert hatte, also schwieg sie.

Einige Augenblicke später hatte sie dem unbekannten Anrufer gegenüber ein schlechtes Gewissen. Vielleicht war es jemand, der wirklich mit ihr sprechen wollte und den sie einfach verwirrt hatte? Sie nahm das Telefon nochmals zur Hand und drückte auf die Nummer. Eine freundliche Stimme informierte sie, dass diese Rufnummer nicht vergeben sei. Sie war verwundert, aber auch erleichtert, sich nicht mit ihrem richtigen Namen gemeldet zu haben und dachte nicht weiter darüber nach. Doch der Name ‚Lucie‘ blieb ihr, zumindest im Freundeskreis, und sie hatte nichts dagegen.

Dieser Freundeskreis, der sich aus der mehr oder weniger zufälligen Begegnung von ein paar Studenten im Laufe der Zeit entwickelt hatte, blieb weiterhin bestehen, auch wenn es zwischen den einzelnen Mitgliedern der Gruppe immer weniger Gemeinsamkeiten gab. Doch auch als die meisten von ihnen ihr Studium bereits abgeschlossen oder abgebrochen hatten und verschiedenen Berufen nachgingen, war es zur Gewohnheit geworden, einander zumindest einmal im Monat zu treffen, um den Kontakt aufrechtzuerhalten.

Schließlich ergab es sich so, dass Theresa und Max die Einzigen aus der Gruppe waren, die ihre Beziehung soweit intensiviert hatten, dass sie eines Tages zusammenzogen und einige Monate danach heirateten. Die Treffen mit Thomas, Peter und Anita blieben jedoch weiterhin aufrecht, auch wenn einige der anderen Freunde nur mehr sporadisch oder gar nicht mehr an ihnen teilnahmen.

Nach einem dieser Treffen mit Thomas, Peter und Anita fragte Max Theresa, ob sie mit ihm nach Triest fahren möchte.

„Ich fahre jedes Jahr am Dienstag nach Ostern für drei Tage nach Triest“, sagte er beiläufig, „willst du dieses Jahr vielleicht mitkommen?“

„Jedes Jahr?“ fragte Theresa verwundert. Sie war nicht begeistert. Sie wollte keineswegs mit einem Mann zusammen sein, der fixe Urlaubsgewohnheiten hatte. Jedes Jahr dasselbe Schema, dachte sie, und womöglich noch eine familiär geführte Pension, in der die Inhaber die Gäste persönlich kannten; dieser Gedanke war der reinste Horror für sie.

„Meine Großeltern stammen aus Triest. Ich war als Kind oft dort, und es ist eine sentimentale Gewohnheit von mir, immer wieder hinzufahren“, erklärte er. „Aber keine Angst, meine Großeltern sind längst tot, und ich fahre in ein beliebtes Hotel im Zentrum von Triest und besuche jedes Jahr einen anderen Winkel der Stadt – es ist kein Ritual, nur ein netter Ausflug“, fügte er hinzu, als ob er ihre Gedanken gelesen hätte.

„Und warum immer Dienstag nach Ostern?“ wollte Theresa wissen.

„Da ist der meiste Trubel vorbei und die Sommersaison hat noch nicht begonnen. Also, kommst du mit? Wenn es dir nicht gefällt, brauchst du nächstes Jahr nicht mehr mitfahren.“

„Woher weißt du, dass wir nächstes Jahr noch beisammen sind?“ gab sie zu bedenken.

„Lucie, sei bitte nicht so kompliziert“, meinte er, „es sind doch nur ein paar Tage, und nächstes Jahr sehen wir dann weiter.“

„Ich komme mit“, entschied Theresa.

Ich erinnere mich gut an unseren ersten Aufenthalt in Triest. Als wir ankamen, war ich enttäuscht. Es regnete leicht und die Stadt war grau, wie jede Stadt im Regen, besonders wenn sie am Meer liegt. Städte am Meer stellt man sich sonnig und bunt vor, aber diesen Eindruck hatte ich damals nicht. Und auch das Hotel, das sich City Hotel nannte, entsprach nicht meinen Erwartungen. Dieses Hotel wurde seinem

mondänen Namen keineswegs gerecht. Es lag zwar mitten im Zentrum, doch es wirkte ziemlich antiquiert. Es verbarg sich hinter einer Fassade, die mindestens hundert Jahre alt sein musste, und die Eingangshalle war genauso altmodisch gestaltet wie das Gebäude selbst. Es sah so aus, als würde es als Kulisse für die Dreharbeiten eines historischen Films dienen.

„Es gefällt mir nicht“, sagte ich zu Max, als wir an der Rezeption standen. „Vielleicht sollten wir woanders wohnen.“

„Zimmer 337“, sagte Max zu der unfreundlichen Dame am Empfang, als habe er meine Bemerkung nicht gehört.

„Wieso kennst du unsere Zimmernummer?“ fragte ich.

„Ich habe 337 reserviert“, antwortete er. Dann nahm er beide Zimmerkarten und ging wortlos zum Lift. Ich hatte gute Lust, ihm nicht zu folgen, sondern gleich wieder abzureisen, aber ich wollte der Stadt, und vor allem unserer Beziehung noch eine Chance geben.

Als wir ins Zimmer kamen, war ich angenehm von der Größe des Raumes, seiner modernen Einrichtung und von der Aussicht auf den Kanal überrascht.

„Siehst du, es ist doch gar nicht so schlimm“, meinte Max und ich musste zugeben, dass er recht hatte.

Das Wetter hatte sich rasch gebessert und meine Laune auch. Ich war schon einmal in Triest gewesen und die Stadt hatte mich damals nicht besonders beeindruckt. Diesmal war alles anders. Max führte mich durch ‚seine Stadt‘, und ‚seine Stadt‘ hatte viele Überraschungen zu bieten. Unsere Reise stellte sich als idealer Mix aus Kultur, Seele baumeln und kulinarischen Erlebnissen heraus. Ich war versöhnt und konnte mir vorstellen, jedes Jahr am Dienstag nach Ostern hier wieder ein paar Tage mit Max zu verbringen, und zwar im selben Hotel, Zimmer 337.

Und es war tatsächlich so, dass wir zwar nicht jedes Jahr, aber doch immer wieder miteinander nach Triest fuhren, um ein paar Tage zu bummeln und zu entspannen. Und das taten